

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grünwald. Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 10. April 1902.

(Nachdruck verboten.)

Das Zirkuskind.

Roman von Emma Merk.

(Fortsetzung).

Dahla sah mit finsternen Augen auf die schlechte Schrift, auf die vielen orthographischen Fehler. Auch das noch. Im tiefsten Elend sollte sie die Frau wiederfinden, die ihr das Leben geschenkt. Nur mit Empörung hatte sie, seit sie erwachsen war, an die Frau gedacht, die das stärkste Band, das zwischen Mutter und Kind, zu zerreißen vermocht. Gerade weil es ihr als ein so großes, beidenseitiges Glück erschienen wäre, eine Mutter zu besitzen, die diesen Namen verdiente, gerade darum hatte sie für die ihre nur Bohn und Erbitterung übrig gehabt. Aber daß dieser Ruf der Sterbenden gerade in dieser Stunde an sie erging, das schien ihr wie eine Befreiung von ihren eigenen Gedanken, wie eine Rettung von ihrer einsamen Qual. Sie wollte gehen, sofort. Sie steckte ihre Baarschaft zu sich, packte einige Sachen zusammen, die sie für die Nacht nöthig hatte, ließ sich bei ihrer Hauswirthin entschuldigen und nahm dann einen Mietwagen, um zu der angegebenen Wohnung zu gelangen. Es war ein unheimliches Haus, vor dem die Droschke hielt, ein schmutziges, einstöckiges Holzgerümpel, wie nur in den Vorstadtstraßen noch einige als Ueberbleibsel einer früheren Zeit sich finden, mit einer Gartküche im Erdgeschoß, in der auch Schnaps geschenkt zu werden schien, denn ein Halbbetrunkener wankte eben über die Schwelle. Dahla zögerte einzutreten; sie war nahe daran, den Wagen zurückzurufen. Aber es regte sich ein finsterner Trost in ihr, das Elend ihrer Geburt auszutosten bis auf die Reige, und diese Mutter noch einmal in der Atmosphäre zu sehen, die ihr aus diesem elenden Heim entgegenwehte. In einem kleinsten, niedrigen Stübchen lag eine abgekehrte Gestalt. Ein im tiefsten Elend sterbendes, von Reue und Gewissensbissen gefoltertes Weib. — Das war ihre Mutter, die sie endlich gefunden hatte, nur um ihr die Augen zu schließen. Wie wenig Ursache sie auch hatte, die pflichtvergessene Frau zu lieben, wie ihr auch schauderte vor diesem Leben, das hier zu Ende ging, es dämmerte ihr doch eine dunkle Erinnerung, daß diese Augen sich einst strahlend von Jugend über sie geneigt hatten und ein Gefühl unlösbarer Zusammengehörigkeit mit dem armen Weibe raubte ihr den Muth, die Sterbende, die sich in später Reue an die Hände der Tochter klammerte, zu verlassen.

Vier Tage und vier Nächte verließ sie das Lager der Kranken nicht, bis sie im ersten Morgengrauen eines Wintertages schauernd mit müden, thränenlosen Augen vor einer Leiche stand.

Sie wollte auch gegen die Todte noch ihre Pflicht erfüllen, und so blieb sie in dem kleinen Stübchen, in dem sie die Kerze zu Häupten der stillen Gestalt angezündet hatte, in düstere Gedanken versunken.

Der Todtenbeschauer kam und blickte ihr mit einem so seltsam forschenden Ausdruck ins Gesicht, daß sie in Verwirrung gerieth. Er nickte dann ein paarmal mit dem Kopf, und entfernte sich dann rasch, nachdem er mit den Hausleuten geküsst hatte. Dahla ordnete ihren Anzug und wollte eben das Zimmer verlassen, um Blumen für die Todte zu holen, als an die Thür geklopft wurde. Ohne ihr „Herein“ abzuwarten, trat ein kleiner Herr in schwarzem Anzug, mit einer Brille auf der Nase und vielen Fältchen auf dem grauen Gesicht, über die Schwelle.

Er legte den Hut auf das Lager neben die Leiche, nahm unaufgefordert Platz, zog ein Buch aus der Tasche und wendete sich dann an das Mädchen, das ihn sehr befremdet anblickte.

„Wie heißen Sie?“

Dahla nannte ihren Namen und gab auch über die weiteren an sie gestellten Fragen über ihr Alter, ihren Stand und ihren früheren Aufenthaltsort Bescheid.

„Seit wann haben Sie hier gewohnt?“

„Seit Dienstag Nacht.“

„Wo sind Sie an jenem Abend gewesen, ehe Sie hierher kamen?“

„Aber ich bitte Sie, mein Herr, warum fragen Sie das alles!“

„Antworten Sie!“

„Ich war bei Frau Wildenau.“

„Warum gingen Sie zu ihr?“

Die kleinen runden Augen des Mannes waren fest auf Dahla gerichtet. Ihre plötzliche Verwirrung entging ihm nicht.

„Ich wollte die Dame besuchen.“

„Sie kamen sonst nicht zu dieser Stunde?“

„Nein!“

„Wie fanden Sie die Dame?“

„Still und traurig, wie sie seit dem Tode ihres Gatten gewesen.“

„Sie trafen sie allein. Waren etwa eine halbe Stunde allein bei ihr?“

„Ja!“

„Sind Sie auch in das Schlafzimmer der Dame getreten?“

„Ich weiß es nicht mehr.“

„Besinnen Sie sich.“

„Ja, ich erinnere mich. Ich holte für sie ein Tuch. Ihr war kalt.“

„Hatte die Dame Ihnen früher darüber Andeutungen gemacht, daß sie Sie in ihrem Testamente mit einem größeren Legate bedenken würde?“

„Ja, sie sprach davon. Aber mein Herr, was bedeutet das alles? O bitte, sprechen Sie, was ist mit Frau Wildenau?“

Der alte Herr räusperte sich. Dann nach einer Pause sagte er in seinem trockenen, abgemessenen Tone:

„Sie ist todt!“

„Todt!“ wiederholte Dahla von ihrem Stuhle aufspringend

„Sie starb in jener Nacht von Dienstag auf Mittwoch, wenige Stunden, nachdem Sie sie verlassen hatten — an Gift!“

„Sie hat sich selbst getödtet!“ rief Dahla entsetzt.

„Nein, sie ist ermordet worden! Und ich verhaftete Sie, Dahla Weiß, als des Mordes verdächtig, im Namen des Gesetzes!“

Vor Dahlas Augen drehte sich das Zimmer im Kreise, es ward ihr schwarz vor den Augen. Sie hatte vier Nächte lang kaum geschlafen und auch ihre junge Kraft war bei diesem überreizten Zustand ihrer Nerven einem solchen Schrecken nicht gewachsen. Der Polizeibeamte rief den unten bei der Droschke wartenden Schutzmann herauf und als Ohnmächtige wurde Dahla in den Wagen getragen, der sie in die Untersuchungshaft brachte.

Am nächsten Tage hatte sie ein eingehendes Verhör zu bestehen. Wieder war ihre Verwirrung bei der Frage: Warum sie zu so ungewohnter Zeit zu Frau Wildenau gekommen? eine auffällige; auch verweigerte sie jede Erklärung über ihre ganz besondere Aufregung, die, als sie an diesem Abende Einlaß begehrte, der Dienerin nicht entgangen war.

„Nachdem Sie Frau Wildenau verlassen, haben Sie Ihre Wohnung in der Pension der Wittve Hartmann nur betreten, um ein paar Habseligkeiten zusammen zu packen und dieselbe sofort wieder verlassen, ohne Ihre Adresse anzugeben.“

„Ein Brief meiner Mutter rief mich. Ich gab meine Adresse nicht an, weil ich mich schämte, daß dieselbe in einer so armseligen Herberge in der Vorstadt wohnte.“

„Sie haben nie vorher von Ihrer Mutter gesprochen.“

„Ich hatte sie erst in jener Nacht wiedergesehen.“

„Die Frau, bei der Sie sich während dieser vier Tage aufhielten, bei der man Sie, als dieselbe gestorben war, auffand, hieß nicht Weiß wie Sie. Man hat ihren Trauschein mit einem gewissen Edwin Delberg gefunden. In demselben ist sie weder als verwitwete, noch als geschiedene Frau Weiß angeführt, sondern als geborene Felicia Wiesler.“

„Ich weiß nichts von dem Leben meiner Mutter. Ich weiß nur, daß sie meinen Vater verlassen hat, als ich noch ein kleines Kind gewesen bin,“ sagte Dahla, die Augen in tiefer Beschämung senkend.

„Und Sie besannen sich nicht, am späten Abend dem Rufe einer Frau zu folgen, die Sie nie gesehen hatten, deren Schriftzüge Sie nicht kannten, der Sie auch keine Pflicht der Dankbarkeit schuldeten?“

„Der Brief, den sie mir schrieb, rührte mich.“

„Können Sie diesen Brief dem Gerichte vorlegen?“

„Ich habe ihn, als ich in der Krankenstube Feuer anzündete, aus der Tasche genommen und verbrannt.“

„Sie müssen zugeben, daß es ein seltsames Zusammentreffen der Umstände gewesen: dieses Wiederfinden einer Frau, von deren intimen, verwandtschaftlichen Beziehungen zu Ihnen nur Sie allein überzeugt sind, gerade in der Nacht, in der Frau Wildenau starb? Daß man Ihr plötzliches Verschwinden aus der Pension auch als eine Flucht betrachten kann?“

„Mein Gewissen ist rein. Ich habe keine Ursache gehabt zu entfliehen. Ich wußte nichts von Frau Wildenaus Tod. Ich weiß noch nichts von dessen näheren Umständen. Ich kann nur der Ueberzeugung Raum geben, daß die Wittve, die seit dem Tode ihres Gatten nur ein Scheinleben führte, sich selbst den Schlaftrunk bereitet hat.“

„Sie haben aber behauptet, daß Sie nichts über die näheren Umstände dieses Todes wußten und nun erwähnen Sie ganz richtig: „den Schlaftrunk.““

„Es war nur eine Redewendung,“ entgegnete Dahla, wie hülfesuchend umherblickend. Wurden denn ihre eigenen Worte ihr zu einer Schlinge, in der sie sich verstrickte? Zum erstenmal trat der Gedanke an sie heran, daß man sie wirklich für schuldig halten könne, daß alle ihre Beteuerungen nutzlos wären, und legte sich ihr wie ein schwerer, eiserner Reifen um die Stirne.

Sie gab nur mehr kurze, dumpfe Antworten auf die weiteren Fragen, die an sie gestellt wurden, und dabei suchte und suchte sie nach dem einen überzeugenden Wort, das sie doch finden mußte diesen mißtrauisch auf sie gerichteten Blicken gegenüber.

Aber ihr Gehirn, ihre Zunge blieben wie gelähmt. Schauernd erkannte sie, daß ihr stolzes „nein“ nicht genügte, daß zwischen ihrem eigenen Bewußtsein und dem fremden Denken ein weiter Abgrund lag, der sich immer mehr mit Verdachtgründen füllte, die gegen sie sprachen. Man führte sie zurück in das Haftlokal.

Gefangen! Gefangen! Um des scheußlichsten Verbrechens willen, das die Menschheit kennt: den heimtückischen, meuchlerischen Mord. Und das war wirklich sie, sie selbst. In manchen Momenten hatte sie Mühe, es zu begreifen, und wenn sie sich dann die ganze auf sie gewälzte Schmach vergegenwärtigte, dann kam's wie Wahnsinn über sie. Sie schaute auf die vergitterten Fenster, hörte im Flur den Schritt des Wache habenden Schutzmanns, erkannte, daß es hier keine Möglichkeit der Flucht gab und schrie, den Kopf mit beiden Händen fassend, auf: „Sterben! Sterben, das ist das Einzige!“

Aber wenn ihr Mund verstummte, ohne einen letzten heißen Protest ihrer Unschuld, dann würde man in ihrem Tod nur einen neuen Beweis ihres Verbrechens sehen und auf immer blieb sie dann eine Mörderin. Keine Stimme der Vertheidigung erhob sich, wenn man behauptete:

Sie hat sich selbst gerichtet.

Nein! Es galt auszuharren. Die menschliche Justiz waltete ja nicht mehr blind in geheimnißvollem Dunkel wie im Mittelalter. Frei und öffentlich in Tageshelle würde über die That, die ihr zur Last gelegt wurde, verhandelt werden und ein beredterer Mund als der ihre ihre Sache führen. Die Sprache der Wahrheit mußte ja endlich sieghaft durchdringen. Die Geschworenen mußten die rechte Entscheidung finden.

Ein großes zuverlässliches Vertrauen auf das moderne Recht erfüllte sie mit einem male und gab ihr Muth.

Mit einer Geduld, einer Seelenruhe, über die sie selbst staunte, ertrug sie die langen Wochen der Haft, wenn sie auch zuweilen meinte, das Herz müsse ihr in Stücke gehen, wenn ein heller Sonnenstrahl durch ihre Zelle huschte oder sie am frühen Morgen eine Amsel draußen singen hörte, wenn ein Traum von Leben und Glück durch ihre halbwachen Gedanken glitt und sie, auffahrend, sich ihres ganzen Glends bewußt wurde.

Es war Anfang Mai, als die Verhandlung stattfand. Kopf an Kopf drängte sich schon am frühen Morgen ein neugieriges erregtes Publikum in den Gerichtssaal wie zu einem interessanten Schauspiel. Ein schönes junges Mädchen als Gismischerin auf der Anklagebank, das — war ein Fall, der die Phantasie beschäftigte, und für Damen und Herren, für die höheren wie für die niederen Klassen etwas Schauerlich-Anziehendes hatte.

Ein Murren des Mitleids ging durch den Saal, als das Mädchen in Begleitung zweier Polizisten eintrat und, nachdem sie mit ihrem Vertheidiger eine kurze Begrüßung getauscht, sich auf dem ihr angewiesenen Platz niederließ. Sie war ganz schwarz gekleidet. Die Zimmerluft hatte ihre Haut gebleicht, ihre Blässe, ihre innere Erregung erhöht nur ihre ernste Schönheit. Die mühsam erkämpfte Ruhe in ihrem Wesen lag wie ein mißlicher Hauch auf ihren Zügen, über ihrer Gestalt. Wie sie so regungslos mit gefenkten Augen, die Hände im Schoße gefaltet, wie in stiller Ergebung vor sich hinblickte, da hätte ein Bildhauer sie zum Modell

für einen trauernden schönen Todesengel nehmen können. Die Namen der Geschworenen wurden ausgelost, der Eid geleistet und jeder, der seiner Pflicht genügend Platz nahm und einen Blick auf das ernste junge Gesicht warf, ermahnte sich im stillen, sich durch keinen Zauber bestechen zu lassen, des Schwurs eingedenk zu bleiben, daß er hier ohne Ansehen der Person entscheiden müsse und dem Herzen kein Gehör schenken dürfe.

Nachdem die Richter ihre Plätze eingenommen hatten, erhob sich der Präsident des Gerichtshofes und bedeckte sein Haupt:

„Im Namen seiner Majestät des Königs —“

Die Anklageschrift wurde verlesen.

Darauf begann ein neues Verhör für Dahla, und wieder antwortete sie auf die Frage, ob sie sich der ihr zur Last gelegten That schuldig fühle, ein festes, lautes, feierliches: „Nein, Herr Präsident!“ als müßte doch endlich dieser Ton, dieses Wort überzeugen können.

Dann wurden die Zeugen hereingeführt und vereidigt. Zuerst Frau Wildenaus Dienerschaft. Köchin und Stubenmädchen sagten aus, daß Fräulein Weiß zwei Stunden vor dem Tode ihrer Herrin im Hause gewesen, sich in deren Schlafzimmer aufgehalten und eine große Aufregung kaum zu verbergen gewußt habe.

Der Vertheidiger bat den Präsidenten um die Erlaubniß, an die Zeuginnen einige Fragen stellen zu dürfen.

„Sie haben in der Voruntersuchung gesagt, daß außer Ihnen und Fräulein Weiß niemand das Schlafzimmer Ihrer Herrin betreten habe,“ wendete er sich, nachdem er in den Akten geblättert, an die Köchin. „Können Sie diese bestimmte Behauptung aufrecht erhalten?“

Die Magd, der der Angstschweiß auf der Stirn stand, sah den Vertheidiger mit verblüfften Augen an.

„Der liebe Gott weiß es, daß ich die Wahrheit rede. Wie ich mich auch besinnen mag, am Montag und Dienstag kann kein Mensch in die Wohnung gekommen sein, den ich nicht gesehen hätte. Auch wenn der Bediente die Thüre öffnete, steckte ich stets meinen Kopf aus der Küche heraus. Aber seit der Bediente im Krankenhause lag, mußte ich selber gehen, wenn es klingelte.“

„Sie betonten: am Montag und Dienstag? Das heißt also daß Sie den Sonntag und die vorhergehenden Tage ausnehmen haben Sie am Sonntag das Haus verlassen?“

„Ja, ich war in der Kirche.“

„Und während Ihrer Abwesenheit hat wohl das Stubenmädchen die Thüre geöffnet.“

„Das Stubenmädchen war an diesem Tage zu ihrer Mutter gereist.“

„Dann blieb Frau von Wildenau also allein zu Hause, während Sie in der Kirche waren?“

„Nein. Frau von Wildenau war auch ausgegangen, aber wir hatten eine Aushilfe für das Stubenmädchen genommen.“

„Davon haben Sie in der Voruntersuchung nichts erwähnt.“

„Weil das bereits am Sonntag gewesen ist und nur für wenige Stunden.“

„Wie heißt das Mädchen?“

„Babette Wägler.“

Der Vertheidiger beantragte die Vorladung des Mädchens und das Verhör ging weiter.

Mehrere Kolleginnen Dahlas waren vorgeladen worden; sie konnten nur ausagen, daß das Mädchen stets in trotziger, hochmüthiger Verschlossenheit ihre eigenen Wege gegangen sei. In letzterer Zeit habe sie einen auffälligen Toilettenluxus entwickelt.

Das blasse Gesicht auf der Anklagebank zuckte zusammen. Um Hans zu gefallen, hatte sie mehr Sorgfalt auf ihre äußere Erscheinung verwendet. Auch das sollte nun, vom Neid der Kolleginnen erwähnt, ihr wie eine Schuld angerechnet werden.

Mit entrüsteter Miene und salbungsvollem Ton trat Dahlas einstige Institutsvorsteherin vor und bemerkte, sie habe ein solches

Ende leider vorhersehen müssen bei einem so rebellischen Geschöpf, das auf der Flucht ihr Haus verlassen, in dem es das Glück gehabt, erzogen zu werden.

Als schwerwiegendster Zeuge wurde Dr. Tulberg vernommen. Er berichtete der Wahrheit getreu den Vorgang in seiner Wohnung, verschwieg auch nicht den Kuß, den er Dahla hatte rauben wollen, worauf sie mit wilder Abwehr von ihm geflohen sei, das Fläschchen mit Chankali, um das sie ihn gebeten, in der Tasche. Er gestand, daß er sich eine Fahrlässigkeit zu Schulden hatte kommen lassen, da er das am nächsten Morgen bei der Schauspielerin zurückgeholte Fläschchen nicht näher geprüft, sondern ohne weiteres in seinen Schrank gestellt habe. Erst nachdem er von dem Verdacht des Giftmordes gehört, der das Mädchen traf, habe er das Kaliumcyanid nachgewogen und gefunden, daß fast ein Gramm an dem früheren von ihm notirten Gewichte fehle. Der Präsident wendete sich an die Angeklagte:

„Sie haben bei der Voruntersuchung zugegeben, daß Sie diese Dosis sich widerrechtlich angeeignet haben. Warum thaten Sie das?“

„Ich wollte für alle Fälle ein Mittel besitzen, um sterben zu können, wenn mir das Leben unerträglich geworden.“

„Wo befindet sich das Gift, da Sie ja vorgeben, es nicht zu dem Morde verwendet zu haben?“

„Ich habe es vorsichtig verwahrt.“

„Man hat es bei der Nachforschung weder unter Ihren Sachen noch an Ihrer Person gefunden. Verweigern Sie auch jetzt vor dem öffentlichen Gericht, näheren Aufschluß über den Verbleib des Giftes zu geben?“

Dahla schwieg.

Ein Murmeln der Entrüstung ging durch den Saal. Das Mädchen saß regungslos, das Haupt gesenkt. Nur einmal hob sie das Gesicht empor und eine jähe Röthe flog ihr über die Wangen, als eine frühere Dienerin Frau Wildenaus von der Wildheit des Seiltänzerkindeß, das ihre arme Herrin ins Haus genommen, berichtete und besonders jenen heimlichen Verkauf der Korallenkette betonte. Wie hartnäckig das böse Geschöpf geleugnet und über den Verbleib des gelösten Geldes geschwiegen habe. Ein junger Mann, der ernst und bleich in einer der Zuschauerlogen saß, machte bei diesen Worten eine Bewegung des Schreckens. Wie instinktmäßig begegneten seine Augen den großen, starren, glanzlosen der Angeklagten. Er sah einen Blick so voll unsagbaren Wehs, daß er meinte, das Herz müsse ihm in Stücke gehen.

Nachdem die Sachverständigen ihr Gutachten abgegeben hatten erhob sich der Staatsanwalt, eine vornehme, stolze Erscheinung, und seine kraftvolle Stimme beherrschte den Saal.

„Am 2. Februar, nachts zwölf Uhr, wurde die Dienerin Frau Wildenaus durch einen schweren Fall geweckt. Sie eilte in das Schlafzimmer ihrer Herrin und fand dieselbe regungslos, mit gebrochenen Augen am Boden liegen; sie vernahm nur noch ein lechtes Nöcheln. Der herbeigerufene Arzt vermochte nur den durch ein rasch wirkendes Gift herbeigeführten Tod zu konstatiren. Frau Wildenau, die sich eben angeschickt hatte, sich zur Ruhe zu begeben, hatte, wie sie zu thun gewohnt war, vorher aus einer auf ihrem Toilette-Tisch stehenden Schachtel ein Pulver mit einem leichten, vom Arzt verordneten Schlafmittel genommen oder vielmehr zu nehmen geglaubt und dasselbe in ein bereitstehendes Glas mit Nothwein gemischt. In diesem Glase befand sich noch ein kleiner Rest; ebenso in dem auf dem Boden liegenden Papier, dem sie das Pulver entnommen hatte. Die Untersuchung ergab sowohl in dem Glase, wie in dem Papier einen Restbestand von mit Zucker zerriebenem Chankali oder Kaliumcyanid.“

Es ist wichtig hinzuzufügen, daß jenes Papier genau den in der Schachtel befindlichen mit dem harmlosen Schlafmittel gefüllten Enveloppen entsprach. Dieser Umstand widerlegt jede etwaige Annahme eines Selbstmordes. Hätte Frau Wildenau beschlossen, mit

eigener Hand ihr Leben zu enden, so würde sie nicht nöthig gehabt haben, das Gift zu verstecken, es gleichnerisch unter ihre Schlafpulver zu mischen. Gegen solche Annahme spricht auch ein vor-
 gefundener Brief: Frau Wildenau erwartete eine Nichte ihres verstorbenen Gatten zum Besuch aus Amerika. Das Mädchen war die einzige lebende Verwandte ihres heißgeliebten, zweiten Mannes und von Frau Wildenau zur einstigen Erbin ihres bedeutenden Grundbesitzes bestimmt. Die junge Dame war bereits in England gelandet, weilte einstweilen noch dort bei Verwandten und schien während der Seereise die Bekanntschaft eines Amerikaners „Mr. Symons“ gemacht zu haben, der sich leidenschaftlich in sie verliebt hatte, mit dem sie sich aber erst im Beisein der Tante verloben wollte. In ihrem Briefe freute sich Frau Wildenau herzlich über dieses Ereigniß, hieß den künftigen Bräutigam ihrer Nichte aufs wärmste willkommen und sprach ihre ungeduldige Sehnsucht nach der Begegnung mit der einzigen Verwandten ihres seligen Mannes aus, deren Augen sie schon auf dem Bilbe an seine geliebten, unvergeßlichen gemahnt hatten.

Es ist nun ganz undenkbar, daß eine Dame von Frau Wildenaus klarem und ruhigen Charakter die Nichte mit solcher Herzlichkeit und Ungebuld zu sich rufen würde, wenn sie sich den Tod geben wollte, noch ehe die Tinte an ihrem Briefe getrocknet war. Also kein Selbstmord. Ein Mord! Wer aber hatte Interesse an dem Tod der edlen, allgemein beliebten Frau? Das Testament derselben gab auf diese Frage einen ersten Aufschluß. Eine Person hatte in der That von dem Tode der Frau Wildenau einen Vortheil zu erwarten: die Schauspielerin Dahla Weiß war in dem Testamente mit einem Legat von 100,000 Mark bedacht. So wendete sich das Auge des Gerichtes prüfend auf dieses Mädchen.

Dahla Weiß ist die Tochter eines wegen Unterschlagung entlassenen Postbeamten, der sich später durch Clown - Kunststücke in einem Zirkus fortbrachte und früh an der Lungenschwindsucht starb. Ueber ihre Mutter konnte nichts Näheres in Erfahrung gebracht werden. Thatsache ist, daß das Mädchen ohne Mutter aufwuchs und zwar bis zum 9. Jahre in einer herumziehenden Kunsttruppe. In einer Gauklerbude hat sie ihre ersten Eindrücke empfangen.

Wer darf sich wundern, wenn schon damals schlimme Saat in die junge Seele fiel? Eine tiefe Entrüstung bemächtigt sich unser, wenn wir sehen, wie eine edelgesinnte Frau das Kind aus dem Schmutz emporhebt, in die Arme nimmt und in das eigene warme Heim führt, wenn wir sehen, wie dieser Frau ihre barmherzige That gelohnt wird.

Wir haben gehört, daß das Kind sich gegen gütige und strenge Zucht, sowohl in Frau von Wildenaus Hause, wie später in dem hochgeachteten Pensionate auflehnte. Nach Jahren der aufopferndsten Bemühungen hatte der wilde Schöbling noch so wenig in dem Boden der Kultur Wurzel gefaßt, daß das Unerhörte geschah: ein sechzehnjähriger Institutszögling klettert im Morgengrauen über die Dächer und entspringt als Flüchtling der Erziehungsanstalt, um Schauspielerin zu werden. Welcher Muth, welche Reue gehört zu diesem Schritte.

Nun lebte das Mädchen allein, schutzlos in der Großstadt. Frau Wildenau hatte ihr Herz von ihr abgewendet; aber Dahla Weiß suchte auch keinen Anschluß. Sie träumte nur von Erfolg und Ruhm. Für eine leidenschaftliche Natur wie sie aber wird eine Enttäuschung oftmals zum Verderben. Der Erfolg blieb aus. Sie fand mit knapper Noth an einem kleinen Theater Verwendung für kleine Rollen. Und nun mag wohl der Wunsch nach Besitz in ihr erwacht sein. Sie wußte von dem Legate, das Frau Wildenau ihr nach ihrem Tode zugebacht hatte. Dahla Weiß hat nie den erziehenden Einfluß des Familienlebens kennen gelernt; sie hat nicht gelernt, ihr Temperament zu zügeln, weichen Empfindungen, sittlichen Grundsätzen Gehör zu schenken. Sie will sich ihr Recht am Lebensgenuß extorzen. Sie weiß sich Gift zu verschaffen. In der Abendstunde kommt sie mit blassem Gesicht, zitternd vor Aufregung, —

denn die Stimme ihres Gewissens empört sich gegen ihre That, — zu ihrer Wohltäterin, betritt das Schlafzimmer, und nähert sich dem Toilettentische. Sie weiß, wo die Pulver stehen. Sie entfernt rasch den Inhalt des zu oberst liegenden, — verschluckt ihn vielleicht, denn sie braucht bei ihrer hochgradigen Erregtheit die Wirkung des Opiums ja nicht zu scheuen. Heimtückisch spielt sie der Frau, der sie ein menschenwürdiges Geschick verbankt, das tödtliche Gift in die Hände. Als man am andern Morgen zu ihr schickt, ist sie aus ihrer Pension verschwunden. Nur durch einen Zufall wird sie nach Tagen in einer Vorstadttherberge bei einem verkommenen Weibe aufgefunden, das in ihrem Beisein gestorben. Sie behauptet, diese Todte sei ihre Mutter gewesen. Aber es fehlt jedweder Beweis für diese Angabe. Nein! Ihre Schuld, die Furcht vor Entdeckung hat sie in die Spelunke getrieben. Ja! Ihre Schuld! Denn wie trotzig die Angeklagte auch bisher ihre That leugnete, auf die Frage des Herrn Präsidenten nach dem Verbleib des Giftes hat sie verstummen müssen. Meine Herren Richter und Geschworenen! Die Jugend der Verbrecherin darf uns nicht rühren! Nur heißere Empörung muß es in uns wecken, daß ein so junges Geschöpf sich tagelang mit dem Gedanken des Mordes getragen, daß es rucklos genug sein konnte, dem Herzen, von dem es nur Güte und Erbarmen erfahren, den Todesstoß zu versetzen. Meine Herren Richter! Ich beantrage das höchste Strafmaß für vorsätzlichen Mord: die Todesstrafe!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Zu spät.

Erzählung von E. Prätorius.

In dem kleinen Gerichtssaal zu Braunsfeld drängte sich Kopf an Kopf. Von weit und breit waren die Landleute herbeigeeilt, um der Verhandlung beizuwohnen. Dem Bauern Schalle waren drei preisgekrönte Schafe gestohlen worden. Fritz Grimmer war einer der drei jugendlichen Angeklagten. Daß der jüngste Sohn des wegen seiner strengen Rechtschaffenheit im ganzen Lande hochgeachteten Besitzers eines der größten Höfe an diesem Verbrechen betheiligt sein sollte, wollte niemand glauben. Die Sympathie der Zuschauer war allgemein auf seiten des jungen blassen Angeklagten, wenngleich die Leute die Köpfe schüttelten, daß er überhaupt in eine solche Sache verwickelt werden konnte. Der alte Grimmer ging mürrisch einher und sagte kein Wort zur Vertheidigung seines Kindes. Zuweilen, wenn er hochaufgerichtet durch die Leute schritt und etwas gefragt wurde, stieß er seinen derben Knotenstock wuchtig auf den Boden und bemerkte, wenn sein Sohn eine Unthat begangen hätte, müsse er selbstredend auch dafür büßen. Seine Frau saß still in einer Ecke und weinte. Sie konnte nun und nimmer an die Schuld ihres Kindes glauben. Von der Verhandlung drang kein Wort an ihr Ohr, ihre Augen hingen unverwandt in Liebe an dem Antlitz ihres Fritz und ihr Herz blutete bei dem Gedanken, daß Fritz diese Schmach und Schande über sich ergehen lassen mußte.

Fritz Grimmer war ein aufgeweckter, lebhafter Bursche von sechzehn Jahren, besaß jedoch einen leicht zu beeinflussenden, schwachen Charakter. Seine von der Geburt an schwache Gesundheit machte ihn zum verwöhnten Liebling der Mutter und zum Gespött seiner robusten, kerngesunden Brüder, die darin nur eine Ausrede sahen, Fritz der schweren Feldarbeit zu entziehen. Sein leicht zugängliches Wesen hatte ihn in Gesellschaft älterer Burschen geführt, die schlau und gewissenlos genug waren, ihre Unthaten von sich ab und auf andere zu lenken. Der alte Bauer hatte Fritz oft vor dieser Gesellschaft gewarnt und dabei so schlimme Beleidigungen ausgestoßen, daß das Herz des Knaben sich gegen den ihn ungerecht dünkenden Vater immer mehr verhärtete. Die Thränen und Bitten der zärtlichen Mutter machten dagegen tiefen Eindruck auf sein Gemüth und er beschloß, seine bisherigen Gefährten zu meiden.

Aber es war leider zu spät — denn kurz darauf erfolgte der Diebstahl der Schafe und man hatte die drei intimen Freunde im Verdacht. Fritj wurde von einem Gendarmen aus dem Vaterhause geholt und ins Gefängniß geführt, wo er bis zur Verhandlung bleiben mußte.

Das war ein furchtbarer Schlag für den Stolz des alten Bauern.

„Er ist mein Kind nicht mehr — ich sage mich von ihm los! Er soll sich nicht mehr bei mir sehen lassen!“

„Ich glaube nicht, daß er ein Dieb ist,“ schluchzte die unglückliche Mutter.

„Hast Du Beweise dafür?“ schrie ihr Mann sie an. „Gar keine — bloß sein Wort — und seinem Worte glaube ich nicht! In was für Gesellschaft hat der Junge sich 'rum getrieben! So ein schlechter Kerl! Zu uns gehört er nicht mehr! Er hat meinen geachteten Namen in den Staub gezerrt. Er darf mir nicht mehr über die Schwelle und dabei bleib't's!“

„Das nicht, oh Franz, nur das nicht! Er ist und bleibt doch unser Kind!“ rief die verzweifelte Mutter, die rauhe Hand des Bauern ergreifend und ihn stehend anblickend. Doch der wüthende Mann stieß sie zurück.

„Ein Lump ist er!“ leuchte der Bauer, blauroth vor Zorn.

„Er ist unser Kind — unser Jüngster — wenn er zurückkehrt, muß er das Vaterhaus finden! Seine Mutter wird immer auf ihn warten. Sei nicht so hart, Franz!“

„Hart!“ fuhr er auf. „Weib, bedenkst Du denn garnicht die furchtbare Schande, die mich trifft? Ich muß auf meine alten Tage die Augen niederschlagen, weil ich der Vater eines Diebes bin, und Du — Du mußt vor Scham erröthen — man wird mit Fingern auf Dich weisen — auf die Mutter eines Schurken!“

„Es ist bitter hart —“

„Weib, hast Du denn gar kein Schamgefühl in Dir, daß Du trotzdem —“

Er brach ab. Frau Grimmer hatte laut schreiend die Hände vor das Gesicht geschlagen.

„Hör' auf zu weinen! Um solchen Lump brauchst Du keine Thränen zu vergießen!“ Diese grausamen Worte des harten Mannes vermehrten den Kummer der tiefgebeugten Frau nur noch. Ihre Thränen flossen noch reichlicher. Der Eintritt Minnas, die den Knaben von Kindheit an gepflegt, ließ sie in ihrem Schmerzensausbruch inne halten.

„Warum weinst Du, Frau?“ begann diese, die als ein Glied der Familie betrachtet wurde. „Wenn der Fritj in schlechte Gesellschaft gerathen ist, dann ist ihm nur passiert, was anderen auch schon passiert ist. Wenn er wirklich dafür büßen muß, dann trösten wir uns damit, daß schon mancher Unschuldige für anderer Leute Verbrechen hat büßen müssen, wie unser lieber Herr Jesus —“

„Halt den Mund!“ unterbrach sie der Bauer zornig.

„Ich halte den Mund nicht, Bauer. Du hast gar kein Recht, zu behaupten, der Fritj hätte etwas gethan, was er nicht gethan hat! Er hat ja selber gesagt, daß er kein Dieb ist. Willst Du vielleicht Deinen Jungen noch tiefer ins Elend stürzen?“

„Ruhe, sage ich,“ donnerte der Bauer.

„Nein, gerade nicht! Du kannst mich ja auch zur Thür hinauswerfen, mitsamt dem armen Fritj — bei mir soll er schon Unterkunft finden. Ich habe ihn in den Armen gehalten, als er geboren wurde — ich habe ihn gehegt und gepflegt wie mein eigenes Kind — und ich hoffe, der liebe Gott läßt mich den Tag noch erleben, wo diejenigen, die ihn heute verdammen, vor Scham nicht aufzublicken wagen!“

„Schwage Du, was Du willst! Ob der Junge unschuldig ist oder nicht — er kommt mir nicht mehr ins Haus und damit basta!“

Mit wuchtigen Schritten verließ der Bauer die Stube und schlug die Thüre zu, daß das ganze Haus zitterte.

Am Tage der Verhandlung hatte Minna dicht hinter dem Stuhl der Bäuerin Platz genommen. Fritj Grimmer konnte weiter nichts nachgewiesen werden, als daß er an jenem Abend mit den zwei Uebelthätern gesehen worden, und sein steter Verkehr mit diesen. Er wurde freigesprochen. Sofort nach der Verkündung des Urtheils eilte Minna freudestrahlend auf ihren Liebling zu und führte ihn seiner Mutter zu, die ihn zärtlich in die Arme schloß und ihn bat, doch zum Vater zu gehen, ihn um Verzeihung zu bitten und dann mit nach Hause zu kommen. Aber Fritj richtete sich stolz in die Höhe und weigerte sich energisch, das zu thun. Er hatte nicht einen einzigen freundlichen Blick des Vaters erhalten — ihn jezt um Verzeihung zu bitten — nein, das konnte er nicht.

Nach zärtlichen Umarmungen verließ er die beiden Frauen in der zunehmenden Dunkelheit und wandte dem Elternhause den Rücken. Die bitter enttäuschten Frauen hatten ihm beide ihre ganzen Ersparnisse in die Hand gedrückt und ihn gezwungen, dieselben zu nehmen, obgleich sich Fritj dagegen sträubte.

„Na, Ihr seid wohl gar dem Thunichtgut noch nachgelaufen?“ empfing sie beim Nachhausekommen die rauhe Stimme des Bauern. „Hat der Junge ein verderbtes Herz, daß er nicht mal um Verzeihung bitten kann! Herr Gott, diese Schande! Man wagt gar nicht, den Leuten ins Gesicht zu sehen.“

Frau Grimmer weinte still vor sich hin, Minna dagegen versezte wüthend:

„Ich nenne das eine Schande, wenn man einem Unschuldigen nicht nur nicht zur Seite steht, sondern ihn noch verdächtigt, wo er doch nichts Unrechtes begangen hat. Und so was thut der eigene Vater! Es ist rein unmenschlich! Wolte Gott, alle Menschen wären wie unser lieber Fritj —“

„Unser lieber Fritj! Haha!“ höhnte Franz Grimmer.

„Unser lieber Fritj — jawohl! Unser lieber Fritj!“ wiederholte sie wüthend. „Er ist zehnmal besser als die andern. Du wirst den Tag sicher noch erleben, wo Du bitter bereuust, was Du an ihm verbrochen. Dein Gewissen —“

„Ruhe jezt, sage ich! Hier bin ich Herr im Hause. Ich rathe Dir, Deine Zunge im Zaume zu halten. Wenn der Junge um Verzeihung bittet, will ich sie ihm gewähren — sonst kommt er mir nicht mehr über die Schwelle. Das ist mein letztes Wort!“

Der alte Mann erhob sich, verließ die Stube und verriegelte und verschloß die Hausthür, den Schlüssel in die Tasche steckend.

Draußen in der Finsterniß stand Fritj auf dem kleinen Nebenwege, der zum Hause führte. Er streichelte den Hund, der sich schweißbedelnd an ihn schmiegte. Dann beobachtete er, wie eines der Lichter nach dem andern im Vaterhause erlosch — das im Schlafzimmer der Mutter zuletzt. Stolz und Liebe kämpften einen harten Kampf in seiner Brust. Er haßte es, dem strengen Vater entgegenzukommen, der ihn nie verstanden — aber die Liebe zu seiner Mutter und das bittere Gefühl der Vereinsamung, das er in der Untersuchungshaft kennen gelernt, trug den Sieg davon. Er näherte sich entschlossen der Thür und drückte auf die Klinke. Aber die Thür war verschlossen. Fritj zuckte zusammen — das war sonst nie Brauch gewesen. Jezt — jezt zum erstenmale war das Haus verschlossen! Das mußte der Vater gethan haben. Die Erinnerung an den harten, unerbittlichen Blick der kalten Augen des Vaters, als dieser durch die Menge der Zuschauer gegangen, die Bähigkeit, womit er vermieden, mit dem Sohne in Berührung zu kommen, bevor das freisprechende Urtheil gefallen war — brachte einen jähen Umschwung in der Gesinnung des jungen Menschen zustande. Während er noch zögerte, schlich Karo, der treue Gefährte seiner Kindheit, um seine Beine herum, wie wenn er ihn betteln wollte, doch dazubleiben. Fritj bückte sich nieder und legte lieblosend seine Wange an des Hundes Kopf. Dann nahm er ein Notizbuch aus der Tasche, riß ein Blatt heraus und schrieb bei dem schwachen Mondlicht: „Vater vergieb mir.“ Dieses Blatt schob er unter die

Thürschwelle, in der Erwartung, man werde es am nächsten Morgen schon finden.

Drei Jahre vergingen. Frau Grimmer und Minna warteten unermüdetlich auf die Rückkehr ihres Liebling, aber er kam nicht. Dann traf die Nachricht von seinem in einer entfernten Stadt erfolgten Tode ein. Die sterbliche Hülle des unglücklichen jungen Mannes wurde nach Hause gesandt und im Familienbegräbnis beigesetzt. Finster und verschlossen folgte der Bauer dem Sarge seines Jüngsten zu dessen letzter Ruhestätte — herzbrechend weinten die beiden Frauen. Die Mutter wurde wenige Wochen später an die Seite ihres toten Liebling ins Grab gebettet. —

„Großpapa, ich schieße das Vogelneft runter,“ rief ein kleiner rothwangiger Knirps von etwa sechs Jahren — als er auf dem Grasplatz stand, der einst Frau Grimmers wohlgepflegter Garten gewesen — und zielte auf das Dach des Hauses.

„Du mußt den lieben Vögeln nichts zu Leide thun, liebes Kind,“ sagte der alte Bauer in seltsam sanftem, müden Ton, während ein leises Bittern sich in seiner früher so barschen Stimme bemerkbar machte.

„Die Sperlinge sind fort,“ mischte sich Minna, die am offenen Fenster saß und Gemüse putzte, mit ziemlicher Herbheit ein. „Seit die Frau todt ist, sind die Spazier fort. Es ist ein schlimmes Zeichen für uns —“ fügte sie weicher hinzu.

„Das Nest ist leer, Großpapa,“ rief der Kleine, den Bogen spannend. Im nächsten Augenblick flog der Pfeil los und brachte das Sperlingsneft herunter. Laut jubelnd sprang der Kleine hinzu und betrachtete seine Beute.

„Was ist das, Großpapa?“

Das kleine Händchen hielt ein Stück Papier.

Der alte Bauer mit dem schneeweißen Haar setzte die große Brille auf die Nase und untersuchte den Zettel.

„Minna — hier — schnell — da lies.“

Minna trocknete sich die Hände an der Schürze und nahm den Zettel Papier entgegen, während das Kind verwundert zuschaute.

„Vater, vergieb mir,“ las sie langsam, nur mühsam die verwischten Schriftzüge entziffernd. „Vater, vergieb mir,“ wiederholte sie mechanisch. „Ach Gott, das ist von unserm lieben Fritz. Du Bauer, lies! Das ist für Dich! Darum hast Du Deinen Sohn aus dem Hause gestoßen und seiner Mutter das Herz gebrochen. Laß Dir das zur Lehre dienen — freilich ist's nun zu spät! Ich hab's damals gleich gesagt. Hier, nimm's — es gehört Dir — sein letztes Andenken —“ ihre Stimme erstarb im Schluchzen.

Franz Grimmer nahm den Zettel in die Hand und starrte lange darauf. Dann faltete er ihn sorgfältig zusammen, erhob sich und wanderte weit hinaus über die Wiesen und Felder, wo er sein ganzes Leben zugebracht hatte. Beim Nachhausekommen legte er sich erschöpft auf das alte Ledersofa.

Als Minna kam, ihn zum Abendbrot zu rufen, lag er, das beschmutzte Papier fest an die Brust gedrückt, friedlich schlummernd da — um nie wieder zum Leben zu erwachen.

(Nachdruck verboten.)

Das Denkmal von Pirripazzi.

Eine Heldengeschichte von Woldemar Urban.

Pirripazzi ist ein kleines, armseliges Nest im Neapolitanischen und liegt wunderhübsch an den Abhängen des Monte Sant Angelo, die Häuserchen verstreut und verzettelt, halb versteckt hinter den Felsen und in den Weingärten, die sich an den Abhängen der Berge hinaufziehen. Es hat etwa hundert Häuser, oder wollen wir sagen Hütten, damit man sich keine so majestätische Vorstellung von Pirripazzi macht, und ungefähr vierhundert Einwohner — die Esel nicht mitgerechnet, was eigentlich eine große Ungerechtigkeit ist, denn die Esel sind in Pirripazzi die Hauptsache, die Träger der

Kultur. Die Esel von Pirripazzi sind eine flinke, feinhufige, zierliche Rasse und bilden mit ihrer unermüdetlichen Arbeitskraft sozusagen die Vorsehung der Einwohner. Sie schleppen die Nahrungsmittel herbei, den Mist für die Bienen, und im Winter die Ernte, den Wein in kleinen, schmutzigen Fässern auf ihrem geduldigen Rücken nach Castellamare hinunter; unaufhörlich klappern sie mit ihren zierlichen Hufen die entsetzlichen, treppenartigen Felswege herauf und herunter, die so mit Geröll und Steinen angefüllt sind, daß auch der bescheidenste zweirädrige Karren in Pirripazzi zur Mythe wird. Thatsächlich ist in Pirripazzi nie ein Wagen gesehen worden, und wer also keine gefunden Beine hat, bekommt es nie zu sehen, wenn er sich nicht mit einem Esel befreunden kann. Die Esel von Pirripazzi sind somit eigentlich das werthtätige Element der Bevölkerung; die Arbeitsleistenden werden insofern natürlich auch so behandelt, d. h. man schindet sie auf das Scheußlichste und sticht sie mit spitzen Stecken bis sie bluten, damit sie immer schneller laufen sollen. Das ist nun einmal so, besonders in Neapel.

Aber lassen wir die Esel und kommen wir zu den Menschen.

Wie seiner Zeit in Rom, als Cäsar und Pompejus um Herrschaft und Macht mit einander rangen, so standen sich auch zur Zeit unserer Geschichte in Pirripazzi zwei Männer gegenüber, die um die Herrschaft in Pirripazzi stritten mit einer Zähigkeit und Energie, die jene beiden Heroen des Alterthums als Waisenknaben erscheinen ließen. Diese beiden Männer hießen Leone Pasturi und Bernardo Sinigalli. Sie waren beide wohlhabende Weinbauern und lebten in gewisser Hinsicht in jener behäbigen Sorglosigkeit, die der Prüfstein für den menschlichen Charakter ist und in der die Leute gewöhnlich auf besondere Tineffen verfallen, sich das Leben gegenseitig schwer zu machen. So war das hier auch, und besonders Leone Pasturi eiferte seinem großen Vorbild so halbstarrig nach, daß auch er zu sagen pflegte, er wolle lieber in Pirripazzi der erste als in Rom der zweite sein. So kam's denn auch; Leone Pasturi wurde Sindaco von Pirripazzi. Sein Gegner, Bernardo Sinigalli unterlag schmählich. Natürlich war das nicht ohne Verrath und Bestechung ermöglicht worden; aber wir brauchen hier nicht auf die endlosen Chikanen und Intrigen, die dieser Wahl vorangingen, einzugehen, sondern haben nur zu konstatiren, daß Leone Pasturi aus diesem Kampf als Sieger hervorging, und Bernardo Sinigalli für diese Niederlage Rache brütete.

Nun ist das Rachebrüten an und für sich eine Beschäftigung, die nicht sehr gesund ist und besonders für Sinigalli, der, ein einfacher Mann von beschränktem Gesichtskreis und kurzer Phantasie, keine Mittel und Wege sah, seiner Rache zu genügen, wurde die Sache verhängnißvoll. Er magerte zusehends ab, wurde grau und grünlich im Gesicht, wortkarg, grob, menschenscheu und melancholisch. Er sah keine Hilfe, so weit er auch blickte und seine Partei — natürlich hatte jeder der Caesaren von Pirripazzi seine Partei — schmolz immer mehr zusammen. —

Eines Tages, es war im Herbst, die Sonne brannte mit einer trockenen, sengenden Glut auf die Felsen von Pirripazzi herunter, als wollte sie den Wein schon an der Traube kochen, arbeitete sich ein junger, etwa fünfundzwanzigjähriger Mann die Eselwege zu dem Dorf hinauf, buchstäblich im Schweiß seines Angesichts. Noch ehe er ins Dorf kam, blieb er im Schatten einer Plantane stehen, um zu verschlafen und sich den Schweiß von der Stirn zu wischen.

„Enrico!“ hörte er sich plötzlich aus einem an die Straße angrenzenden Weingarten angerufen.

Er sah sich um.

„Bist Du es? Hast Du mich erwartet, Affunta?“ fragte er.

Es war die kleine zierliche Tochter Sinigallis, ein wunderhübsches Kind von etwa siebzehn Jahren, flott, drall und von wirklich klassischem Gliederbau, das Ideal eines Bildhauermodells. Dazu Augen so sanft und süß, von langen, schwarzen Wimpern überschattet, feuchtglänzend und mit ewig wechselndem Ausdruck naiv

wiedergebend, was ihr Inneres bewegte — das gerade Gegentheil der marmornen Augen einer Statue.

„Was macht die Commare*) Anita in Castellamare?“ fragte sie ausweichend.

„Daß sie machen was sie will. Ist Dein Vater zu Hause?“

„Ja. Du willst heute — — —?“

„Einmal muß es doch endlich geschehen, Assunta. Das geht so nicht weiter. Wenn wir zu Weihnachten heiraten wollen, muß endlich Anstalt gemacht werden.“

„Ach, heilige Maria, Mutter Gottes, ich habe solche Angst.“

„Weshalb? Besteht Dein Vater noch immer auf der Heirat mit dem Matteo Ghirlandi?“

„O, mehr als je. Er meint, ich müsse ihn heiraten, weil er sonst auch noch zur Partei Pasturis übergehe. Du weißt doch, Pasturi, der Sindaco. Er ist der Todfeind des Vaters!“

„Ach was, Todfeind! Sie sind beide ein paar große Esel, der Pasturi und Dein Vater.“

„Enrico!“ rief das Mädchen erschrocken.

„Was denn weiter? Sind sie nicht Thoren, sich gegenseitig das Leben sauer zu machen, wie zwei Kampfhähne, wo sie doch beide vergnügt und freundschaftlich miteinander leben könnten? Und um was? Um die Herrschaft über ein paar hundert Esel —“

„Enrico, Du wirst alles verderben, wenn Du so sprichst.“

„Daß mich nur machen, Assunta.“

„Was willst Du thun? Du wirst nichts erreichen, wenn Du bei der nächsten Wahl nicht dem Vater zum Siege verhelfen kannst.“

„Unsinn. Wann ist denn die Wahl?“

„Wenn die Weinlese vorüber ist.“

„Also nächsten Monat?“

„Ja!“

„Was Teufel geht mich denn der Quiriquatsch von Pirripazzi an?“ fuhr der junge Mann nach einigem Ueberlegen auf, „wie soll ich in den Köpfen von Pirripazzi Einfluß erhalten? Ich kenne ja hier keinen Menschen und mich kennt auch niemand.“

„Nun,“ erwiderte Assunta weinerlich, „so muß ich eben den Matteo heiraten. Matteo's Vater ist der Nachbar von uns. Seine Bigna stößt an drei Seiten an unsere, und wenn er auch noch aus der Partei meines Vaters austritt, so ist gar — gar keine Hoffnung mehr auf einen Sieg bei der Wahl.“

„Daß der Teufel die ganze Wahl holte!“ fluchte Enrico ärgerlich und biß sich auf den Finger.

„Ich muß zu Neujahr nach Rom,“ fuhr er nach einer Weile fort, „wo ich einen Auftrag auf eine Grabstatue für den Grafen Raffaello auszuführen habe. Du mußt mit, Assunta. Ich kann nicht ohne Dich arbeiten.“

„Ja, aber — —“

„Natürlich. Bis dahin muß die Hochzeit vorbei sein, es mag biegen oder brechen. Addio Assunta. Ich gehe zu Deinem Vater.“

„Ich gehe mit.“

„Nein, bleib. Daß mich allein gehen. Man soll mich im Dorfe noch nicht mit Dir sehen. Das kommt schon noch. Wer weiß, ob es nicht besser so ist. Es braucht nicht jeder Hansnarr davon zu wissen. Auch der Commare Anita habe ich gesagt, daß sie den Mund hält. Solche Sachen werden noch zeitig genug bekannt.“

Das junge Mädchen machte ein besorgtes Gesicht, seufzte verliebt, und sah ihrem Enrico verschämt in's Gesicht. Dieser schien schon zu wissen, was dies Mienenspiel zu bedeuten habe. Er küßte sie einige male derb und laut auf den Mund und setzte dann seinen Weg fort.

Don Bernardo saß auf einer kleinen Steinbank vor seinem Hause und blies Trübsal. Der arme Mann machte beinahe einen Eindruck wie der gemalte Biserdicht auf den kleinen Puppentheatern

*) Commare aus Con — madre zusammengezogen Mitmutter, im Dialekt etwa das bezeichnend, was wir Muhme nennen.

in Neapel. Tiefe dunkle Furchen zogen sich über sein Gesicht, seine Haltung war gebeugt und lauernd, der Blick scheu, gehässig, unglücklich.

„Guten Tag, Bernardo,“ hörte er sich plötzlich angeredet. Er fuhr erschrocken auf.

„Kennt Ihr mich nicht mehr, Don Bernardo? Ihr habt mich doch oft genug in Castellamare gesehen. Kennt Ihr den Enrico Cardoni, den Bildhauer, nicht mehr? Den Sohn vom Wirth zum weißen Segel in Castellamare? Ihr habt doch manche Faßta Wein hingeliefert!“

„Ihr seid der junge Enrico?“ fragte Don Bernardo gleichgiltig.

„Natürlich. Ich sollte meinen, Ihr hättet mich oft genug gesehen.“

„Hm. Was wollt Ihr in Pirripazzi?“

„Kurz gesagt: Eure Tochter.“

„Was?“

„Assunta. Wir kennen uns schon lange. Fragt nur die Commare Anita in Castellamare. Schon seit dem Frühjahr sind wir einig, und da ich nun zu Neujahr nach Rom muß . . .“

„Ihr wollt Assunta heiraten?“

„Deshalb bin ich da. Aber, wollen wir nicht in das Haus gehen, Don Bernardo? Es ist nicht gut, solche Sachen hier zu verhandeln.“

„Ist nicht nöthig. Ihr könnt gleich wieder gehen, Enrico. Assunta ist schon versprochen. Ihr könnt sie nicht bekommen.“

„Nun, man spricht darüber, Don Bernardo.“

„Nein! Ist schon so gut wie abgemacht. Man spricht also nicht mehr darüber.“

„Don Bernardo,“ fuhr der junge Cardoni bittend und mit etwas zitternder Stimme fort, „es handelt sich nicht nur um mein Glück, sondern auch um das Assuntas. Wir lieben uns. Ihr wißt doch, was das Glück der jungen Jahre ist. Es ist häufig genug das einzige unseres Lebens, das doch soviel Schmerz und Enttäuschung bringt. Weist mich nicht so kurz ab. Redet mit mir darüber —“

„Basta!“ unterbrach ihn Don Bernardo kurz und grob, „laßt mich in Ruhe mit solchem Larifari. Glaubt Ihr, ich hätte nichts zu thun, als den Redensarten jedes Windbeutel's zuzuhören, oder mein Kind dem ersten Besten an den Hals zu werfen? Ich kenne Euch nicht und damit gut. Außerdem ist Assunta versprochen. Daran denkt, wenn Euch Euer Rücken lieb ist.“

„Ich weiß, was Ihr sagen wollt, Don Bernardo. Ihr meint, Matteo Ghirlandi solle Euer Eidam werden. Glaubt das nicht.“

„Wie?“ fuhr der Alte hitzig auf.

„Er wird das nie.“

„Was wißt Ihr davon? Warum nicht?“

„Weil Assunta mich liebt und nur mein Weib wird, wenn sie sich überhaupt verheiratet.“

Don Bernardo lachte kurz und höhnisch auf.

„Das laßt nur meine Sorge sein. Mit solchem Mädchenkopfe werden wir schon fertig werden, wenn wir auch nur Bauern sind.“

„Aber Ihr seid doch auch einmal jung gewesen und wißt wie es einem ums Herz ist, wenn —“

„Daß mich in Ruhe mit dem Unsinn, sage ich. Und daß Ihr Euch nicht einfallen laßt, meiner Tochter wieder unter die Augen zu treten. Ich warne Euch! Verstanden? Ich dulde es nicht, und wenn Ihr es trotzdem thut, so seht Euch vor. Ich spaße nicht und Matteo Ghirlandi auch nicht.“

Don Bernardo stand auf und trat drohend vor den jungen Bildhauer hin, ihn mit den tiefstehenden finster umrahmten Augen ansehend.

„Schickt mich nicht so fort, Don Bernardo,“ sagte der Bildhauer nochmals, kurzathmig, mit vor Aufregung trockener Kehle, einen letzten Versuch machend, fast unterwürdig bittend, „bedenkt Euch; gestattet mir, zu gelegener Zeit wieder zu kommen. Ich will warten, will alles thun, was Ihr wünscht, nur redet mit mir darüber! Und wenn Euch an mir garnichts liegt, so bedenkt doch, daß es auch Euer Kind ist, das Ihr unglücklich macht. Habt Ihr denn gar kein Herz, weder für mich noch für Euer Kind?“

Don Bernardo sagte garnichts, sondern sah den jungen ängstlich stotternden Mann nur verächtlich von oben bis unten an und lachte spöttisch. Dann drehte er sich kurz um, trat ins Haus und schlug die Thüre hinter sich zu, den Bildhauer auf der Straße stehen lassend.

Diesem traten die Thränen in die Augen, theils vor Wuth, theils vor Scham. War er ein Landstreicher, ein Bettler, ein Vagabund, daß man ihm so die Thüre vor der Nase zuschlug und ihn auf der Straße stehen ließ? War er nicht auch einer von jener hohen, herrlichen Kunst der Künstler, deren Hand Gott selbst führt? Und dieser Bauer behandelte ihn in seinem tollen Wahn, in der Verkürzung über seine thörichte Niederlage wie einen Strolch, setzte sein und seines Kindes Glück wie einen Spielfennig in den Dienst seiner eisernen Leidenschaft, der albernen Prahlhansereien von Pirripazzi. War das gerecht? War das auch nur menschlich? Was sollte er thun? Was konnte er thun?

Im ersten Zorn dachte der junge Mann an Gewalt. Den Vater erschlagen, die Tochter rauben und was Aehliches ihm das heiße Blut des Süditalieners eingab.

Dann aber kam der Künstler in ihm zum Durchbruch. Er stand über den Menschen und ihren Leidenschaften, mußte über ihnen stehen, wenn er sie darstellen wollte, durfte sich also nicht hinreißen lassen in die lächerlichen Zwistigkeiten von Pirripazzi, deren Opfer er gleichwohl war und die bis in sein Herz griffen.

Noch zitterte sein Herz in lauten, aufgeregten Schlägen, aber äußerlich ruhig ging Enrico weiter, die Straße entlang, mit sich zu Rathe gehend, was nun zu geschehen habe. Denn die Partie aufgeben, den häuerlichen Leidenschaften und Dummheiten weichen, daran dachte er nicht. Das litt weder sein Stolz noch seine Liebe, weder sein Kopf noch sein Herz. Was aber thun? Er konnte doch unmöglich den Sindaco stürzen und Don Bernardo auf seinen Thron erheben!

II.

Der Dorfmonarch von Pirripazzi, Leone Pasturi, ging im Vollgefühl seiner unendlichen Würde, die Hände in die Hosentaschen gesteckt, den Knäuf seiner baumwollenen Zipfelmütze drohend über der Stirn gelagert, wie die Donnerwolke über dem Haupte des Zeus, die Dorfstraße entlang. Er war sehr nachdenklich. Hin und wieder gestikulirte er lebhaft, sprach halblaut und leidenschaftlich vor sich hin, wie alle großen Männer, die sich in hohen, verantwortungsreichen und viel angefeindeten Stellungen befinden. Die Wahl ging ihm im Kopf herum. Wankelmüthig wie die blöde Menge ist, glaubte er nichts verabsäumen zu dürfen, was seine Wiederwahl sichern konnte. Es mußte etwas geschehen, was den Leuten in die Augen fiel und die Bedeutung und Größe des derzeitigen Sindaco in das rechte Licht brachte. Vor einiger Zeit war Leone Pasturi in Geschäften in Neapel gewesen und hatte gesehen, wie man auf Plätzen und Promenaden dieser großen Stadt schöne große Denkmäler aus Marmor und Bronze aufgestellt, zur Erbauung der lieben Mitbürger und zur Erinnerung an berühmte Leute, die in der Stadt geboren waren oder gelebt hatten.

„So etwas wollen wir in Pirripazzi auch haben!“ hatte Don Leone vor sich hingemurmelt und sofort nach seiner Heimkehr mit dem Schneider des Ortes gesprochen, um zu erfahren, ob in Pirripazzi nicht auch ein berühmter Mann geboren sei oder gelebt habe.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Räthsel.

Bilderräthsel.



Nr. 2.

Kreuz-Charade.

1	2	1-2	bekanntester Vogel.
		3-4	Blumen.
3	4	1-4	Schmuck der Blumen.
		2-4	Hausgeräth.
		3-2	Gewand.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

Eine alte Skatregel besagt: ein Solo geht herum, wenn ein anderes dagegen steht. Doch gilt dies nicht immer. Vorliegende Aufgabe zeigt eine Ausnahme von jener Regel. V, der Vorhandspieler hat ein schönes Strümpfjass a-Handspiel mit dem ältesten Jungen und in der Nebenhand zwei Aße mit den dazu gehörigen Zehnen. Er hätte auch das Spiel mit Schneider gewonnen, da die Gegentrümpfe zu 2 und 3 vertheilt waren, und die Gegner nur bis 19 hätten kommen können in zwei Stichen. Aber H, der Hinterhandspieler, überbietet ihn und macht a-Handspiel auf folgende Karte:

b, cB; aK, D, 9; dK, D, 9, 8, 7.



Er gewinnt das Spiel mit Schneider, die Gegner kommen in 2 Stichen bis 27. Im Skat lagen elf Augen. M, der Spieler in Mittelhand, hatte 30 Augen in der Karte. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösung des Bilderräthfels.

Abendgesellschaft.

Auflösung der Gleichung.

a Regent, b Tauber, c Auber, d Schleier, e See, f Mai, g Wi.
x Regenschirm.

Auflösung des Scherzräthfels.

Ein Blick, Einblick.

Auflösung des Zahlenräthfels.

Märzweilchen, Aehre, Rechen, Zeile, Vieh, Eiche, Iller, Leier, Cellint, Herz, Bimer, Nil.

Auflösung der Schachaufgabe.

(Dreizüger von B. Nach.)

W. Kc8, Dg7, Sg8, h4, Ld1. — Schw. Kf4, Sg5, h3, Bd2, d3, g2, g3.
1. Sg8-f6, Ke5; 2. Dc7+. — 1. . . ., Ke3; 2. Da7+. — 1. . . ., Se6; 2. Sd5+. — 1. . . ., g1D; 2. Sg6+. — 1. . . ., Sf2; 2. Dc7+. —

Wichtige Lösungen gingen ein von: Hugo Behnke, Erich Schulz, Becker, Waldemar Thiel, Hans Töpffer, Grethe Schendel, Walter Brünning, Leon Budzbon, Franziska Gröger, Karl Wand, Wilhelm Gelzer, Franz Thiel, Alfred Damm, Willy Lange, Erna Unger, Löpfe, Ludwig Grundtmann, G. Scholz, Ella Kronheim, Franz Grosse, W. Kühn, Martha Schulz, Ewald Lentz, Anna Freudrich, Hans Kühn, Bromberg, Frau Anna Kühn, Kaisersfelde. Otto und Alfons Jenzke, Robert Sporleder, Bromberg.